

Heteronormativität entselbstverständlichen : Zum verunsichernden Potenzial von Queer Studies

Degele, Nina

2005

<https://doi.org/10.25595/1717>

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Degele, Nina: *Heteronormativität entselbstverständlichen : Zum verunsichernden Potenzial von Queer Studies*, in: Freiburger FrauenStudien : Zeitschrift für interdisziplinäre Frauenforschung, Jg. 11 (2005) Nr: 17, 15-39. DOI: <https://doi.org/10.25595/1717>.

Diese Publikation wird zur Verfügung gestellt in Kooperation mit dem Verlag Barbara Budrich.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en>

Heteronormativität entselbstverständlich

Zum verunsichernden Potenzial von *Queer Studies*¹

1. Einleitung: *queer* einkreisen

Seit gut einem Dutzend Jahren mischen die *Queer Studies* das akademische Parkett auf. Sie wollen keine ‚normale‘ wissenschaftliche Disziplin sein, sondern vielmehr die etablierte gesellschaftliche Ordnung als zweigeschlechtlich und heterosexuell organisierte Zwangsveranstaltung auf den Kopf stellen – mit wissenschaftlichen Mitteln. Zielscheiben der Kritik sind deshalb nicht mehr wie in frauenbewegten Zeiten der 1970er und 80er Jahre ‚die Männer‘ und ‚das Patriarchat‘, sondern normalisierende Normierungen rund um Geschlecht und Sexualität: Institutionen (wie die Ehe), Ideologien (wie der ‚weibliche Führungsstil‘) und die Logik des binären Denkens, wie es sich etwa in wissenschaftlichen Lehrgebäuden wie der Soziobiologie oder auch der Philosophie niederschlägt. Um normalisierende Normierungen handelt es sich, weil dort entweder unreflektiert oder schlicht ignorant mit Konzepten ‚natürlicher‘ Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität hantiert wird. Damit verbundene Wissensprodukte, Organisationsprinzipien und Institutionen entlarven und sezieren queere DenkerInnen mit viel Kreativität und Fleiß als ‚heteronormativ‘. Welches verunsichernde Potenzial mit der Entscheidung für einen solchen Grundbegriff für die Wissenschaft(en) wie auch den Alltag der Gesellschaft verbunden ist, will ich in diesem Beitrag zeigen.

Ich unterscheide in erster Annäherung folgende Bedeutungen von *queer*: Als Adjektiv meint *queer* ‚seltsam, komisch, unwohl‘, ‚gefälscht, fragwürdig‘ und ist damit negativ konnotiert. So fand und findet es noch immer als Schimpfwort gegen Lesben und Schwule Verwendung, gleichzeitig haben sich solche Gruppen den Begriff seit den späten 1980ern aber auch mit Stolz angeeignet. Als Substantiv ist *queer* ein politischer Sammelbegriff für *GLBT* (*Gay-Lesbian-Bi-Transsexuals/-genders*) bzw. für all diejenigen, die sich nicht in das Korsett eindeutiger heterosexueller Orientierungen und binärer Geschlechtszuordnungen zwängen lassen wollen.² In den USA der späten Achtziger waren das zunächst einmal diejenigen, die sich von einer kommerziell gewordenen, lifestyle-orientierten und elitären Schwulenkultur

einerseits und andererseits von separatistischen Feministinnen, die gegen Pornografie, Promiskuität und SM Vorbehalte äußerten, nicht mehr in der schwul-lesbischen Bewegung repräsentiert sahen. Dazu kamen empfindliche Angriffe einer neuen Rechten gegen Abtreibung, deren Diskriminierung von Homosexuellen sowie die sozialen Folgen von AIDS.³ Vor diesem Hintergrund entstand *queer* als eine neue Form der Bündnispolitik unterschiedlicher gesellschaftlicher AußenseiterInnen. Als Verb schließlich heißt *to queer* jemanden ‚irreführen‘, etwas ‚verderben‘ oder ‚verpfuschen‘. *To queer* hat damit zu tun, etwas oder jemanden aus dem Gleichgewicht, aus einer selbstverständlichen Ordnung zu bringen. Das bezieht sich in erster Linie auf die Zuschreibung einer Identität als naturgegebenen, wogegen vor allem *queer* in Verbform aufbegehrt. Mit einem solchen Affekt gegen Festlegungen und für Mehrdeutigkeit ist *queerendes* Denken mit einer wissenschaftlichen und auch politischen Positionierung verbunden, die ihre Kraft aus der Auseinandersetzung mit Denkformen und Institutionen bezieht, die vereinfachen, binarisieren, hierarchisieren und ausgrenzen. In diesem Sinn bedeutet

„to queer – to make strange, to frustrate, to counteract, to delegitimise, to camp up – heteronormative knowledges and institutions, and the subjectivities and socialities that are (in)formed by them and that (in)form them.“⁴

Queerendes Denken kann sich vor diesem Hintergrund auf die wissenschaftliche Produktion von Wissen beziehen, auf gesellschaftliche Phänomene und Ereignisse, auf das Alltagswissen und schließlich auch auf die Grundlagen und unhinterfragten Prämissen der *Queer Studies* selbst. Einige produktive Verunsicherungen auf den verschiedenen Ebenen will ich im Folgenden rekonstruieren und konkretisieren.⁵

Dafür skizziere ich in einem ersten Schritt *queer* in einem *theoretischen* Kontext und begründe dabei Heteronormativität als zentralen Begriff. Hinter der Entscheidung für diesen Hauptbegriff steckt auch und vor allem eine Verlagerung des Forschungsschwerpunkts von der Untersuchung von Homosexualität und anderen sexuellen ‚Abweichungen‘ zu der von Heterosexualität als einem sozialen und politischen Organisationsprinzip. Weiter geht es um die *methodische* Dimension von *queer*. Bei einem solchen *queering* ist der Aspekt der Verunsicherung zentral: Auf der einen Seite erscheint queerer Jargon abgehoben, weltfremd und kann mit Wortmonstern wie *performative Subversionen*, *Zwangsheterosexualität*, *heterosexuelle Matrix*, *GLBT*, *transbutch* und *Dekonstruktion* zunächst einmal erfolgreich verschrecken – was viele TheoretikerInnen sicherlich auch beabsichtigen mögen.⁶ Auf der anderen Seite steckt im verunsichernden *queering* ein kritisches Potenzial, das in Wissenschaft, Politik und auch im Alltag andere Denkmöglichkeiten sichtbar werden lässt. Das können unsichtbar gewordene heteronormative Konstituenten in Wissenschaftsprogrammen (z.B. Androzentrismen bei der Konstruktion von Grundbegriffen in der Soziologie: Der moderne Mensch ist bei den Gründervätern dieser Disziplin immer der moderne Mann) oder im Alltagswissen sein (der mitgebrachte Ehegatte beim offiziellen Empfang löst keine Verwunderung oder gar Naserümpfen aus, die Lebenspartnerin an der Seite der Managerin vermutlich schon). Auf der

politischen Ebene schließlich weise ich auf die heikle Abgrenzung von Interessen- und Identitätspolitik hin: Denn queere Politik distanziert sich einerseits von einer Integrationspolitik, die sich an Toleranz und spezifischen Rechten für Minderheiten orientiert und auf einer gemeinsamen Identität basiert. Andererseits muss *queer* dann jedoch auch zeigen, wie eine Politik aussehen soll, die auf Solidarität ohne Identität fußt.

2. Theorie: Heteronormativität entselbstverständlichen

Die akademischen Wurzeln der *Queer Studies* liegen in den Literaturwissenschaften und der Philosophie der späten 1980er Jahre.⁷ Die begriffliche Geburtsstunde – so wird es überliefert – datiert auf einer Konferenz 1989 in California/Santa Cruz, wo die Literaturwissenschaftlerin Teresa de Lauretis⁸ den Begriff *Queer Theory* prägte. Den theoretischen Hintergrund lieferte die poststrukturalistisch, konstruktivistisch und dekonstruktivistisch motivierte Kritik am Erkenntnisanspruch des westlich-aufgeklärten und autonomen Subjekts, an essenzialisierendem und Ausschlüsse produzierendem Denken und dabei speziell an ‚schwul‘ und ‚lesbisch‘ als essenzialisierenden Identitätskategorien – schwul und lesbisch ‚sein‘ fällt damit gerade nicht mit *queer* zusammen. ProtagonistInnen waren die linken Nach-Sechziger, die mit der Schwulen- und Lesbenbewegung eine Protest- und damit Gegenidentität schufen, dann aber identitäre Fixierungen im Sinne einer Meta-Identität hinter sich zu lassen versuchten. Man kann also sagen, dass sich bei *queer* ein identitätskritisches Politik- und Theorieverständnis miteinander verbinden, gegenüber dem Poststrukturalismus aber die Zentralität der Kategorie Sexualität betont wird. Dennoch verstehen sich die *Queer Studies* keineswegs als eine lediglich sexualitätstheoretische Erweiterung der Geschlechterforschung. Zunehmend geht es in den *Queer Studies* darum, die Genese und Wirkungsmacht von Normalität und Normalisierungsprozessen durch Institutionen und Regelungen und die daran geknüpfte Bedeutung von Sexualität zu rekonstruieren. Im Zentrum steht dann auch nicht mehr eine disziplinäre Beschäftigung mit Minoritäten, sondern

„a study of those knowledges and social practices which organize ‚society‘ as a whole by sexualizing – heterosexualizing or homosexualizing – bodies, desires, acts, identities, social relations, knowledges, culture, and social institutions.“⁹

Was die *Queer Studies* damit nicht nur rekonstruieren, sondern auch systematisch aus den Angeln heben wollen, sind Naturalisierungen, und zwar in dem Sinn, dass Normalität zur Natur bzw. Natürlichkeit erhoben wird. Damit bin ich beim Begriff der Heteronormativität und rekurriere auf Michel Foucault¹⁰ und Judith Butler.¹¹ Sowohl der französische Historiker wie auch die amerikanische Philosophin liefern entscheidendes argumentatives Unterfutter für die *Queer Theory*.¹²

Die *Queer Theory* hat Michel Foucault mindestens dreierlei zu verdanken: Die Überlegungen zu Normalisierung als machtgetränktem gesellschaftlichem Mechanismus, die Entdeckung von Sexualität als moderner Erfindung und schließlich den Zusammenhang von Identität und Macht. Erstens lassen sich mit Foucault Prozesse der Normalisierung als eine Kunst des Bestrafens begreifen, die aus den fünf Operationen des Vergleichens, Differenzierens, Hierarchisierens, Homogenisierens und Ausschließens bestehen.¹³ Den zweiten für die *Queer Theory* relevanten Beitrag liefert Foucault¹⁴ mit der Rekonstruktion von Sexualität als modernes Produkt des medizinisch-psychiatrischen Diskurses der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts statt als natürliche Tatsache. Die Herausbildung von Identität als Modernitätsmerkmal ist vor diesem Hintergrund auch nicht als losgelöster Widerstand oder Gegenbewegung zu verstehen. Vielmehr ist Identität – das ist die dritte hier interessierende Einsicht – Teil der alles durchdringenden gesellschaftlichen Macht. Diese konzipiert Foucault keineswegs als lediglich repressiv, sondern immer auch als produktiv; sie dient gleichzeitig der Verfestigung herrschender Diskurse (im Sinne dessen, worüber in der Gesellschaft gesprochen wird, was als Problematik und Thema verhandelt wird und zur kulturellen Sinnproduktion beiträgt). Diskurse sind machtgetränkte Wissensformen wie auch wissensgesättigte Machtkonstellationen, die gesellschaftliche Realitäten und Identitäten mit den entsprechenden Wahrnehmungsmustern erzeugen und bestimmen. Sexuelle Identitäten wurzeln also in Diskursen bzw. kulturell erzeugten Kategorien, beispielsweise wüssten Heterosexuelle ohne Homosexuelle gar nicht, wogegen sie sich abgrenzen sollten (und umgekehrt). Man könnte auch anders formulieren: Nichts eint mehr als ein gemeinsamer Feind, und das gilt für beide Seiten. Foucault entzaubert damit nicht zuletzt auch die Befreiungsdiskurse der sexuellen Revolution, die sich jenseits der kritisierten Verhältnisse wähnen.¹⁵

Damit bin ich bei der zur Gründungsmutter der *Queer Theory* stilisierten Ikone Judith Butler. In ihrer Theorie bildet die Zweigeschlechtlichkeit den Kern reifizierenden¹⁶ und naturalisierenden Denkens. Butler zufolge – das ist die Begründung für queere Anti-Identitätspolitik – arbeitet der Feminismus gegen seine eigenen Ziele, wenn er von ‚Frauen‘ als unhinterfragter Grundlage ausgeht. Denn die Konstruktion ‚Frau‘ macht erst in einem Zusammenhang Sinn, wo Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität naturalisiert und in Institutionen überführt werden. Entsprechend ist die grundlegende Stütze des zweigeschlechtlichen Denkens die „heterosexuelle Matrix“¹⁷, die „performativ“ im Sinne von permanenter Wiederholung und Zirkularität eine Kohärenz von Geschlechtskörper (*sex*), -identität (*gender*) und Begehren (*desire*, sexuelle Orientierung) schafft: Identität wird – das ist immer noch die ‚Normalität‘ – aus dem Geschlechtskörper abgeleitet, ebenso aber auch die sexuelle Orientierung. Die damit begründete Identität und sexuelle Orientierung wiederum bestätigt die zugrunde gelegte Zweigeschlechtlichkeit. Nicht nur Sexualität, sondern auch Geschlecht ist eine diskursive Praxis, die sich selbst bestätigt, fortschreibt und verfestigt. Entscheidend ist dabei, dass zur Konstruktion von Normalität diese drei Kategorien (*sex*, *gender*, *desire*) zur Deckungsgleichheit gebracht werden: Natürlich und normal ist eine heterosexuelle Lebensform und

Identität in einem zweigeschlechtlichen System. In diesem System ist kein Platz für Inter- und Transsexuelle, Transgender, Schwule und Lesben.¹⁸ Entsprechend ist die gesellschaftliche Organisation von Sexualität mit der Bevorzugung heterosexueller Lebensweisen ein Mittel, „moderne Gesellschaften in sich zu strukturieren und in eine hierarchische Form zu bringen.“¹⁹ Das schließlich macht *Heteronormativität* zum zentralen Begriff der *Queer Theory*.²⁰

Heteronormativität beschreibt in erster Annäherung ein binäres Geschlechtersystem, in welchem lediglich genau zwei Geschlechter akzeptiert sind, und das Geschlecht mit Geschlechtsidentität, Geschlechtsrolle und sexueller Orientierung gleichsetzt: Die Basiseinheiten sind Männer und Frauen, die sich in ihrer Sexualität aufeinander beziehen. Heteronormativität basiert damit auf zwei Annahmen: Menschsein sei natürlicherweise zweigeschlechtlich organisiert und Heterosexualität die ausschließliche und essenzielle Grundlage. Diese beiden Komponenten bilden den vermutlich ‚härtesten‘ Stabilitätskern des Alltagswissens: Nichts verunsichert Menschen im alltäglichen Umgang miteinander und Institutionen mehr, als nicht zu wissen, ob das Gegenüber Mann oder Frau ist. Heteronormativität bezeichnet aber nicht nur Naturalisierungen von Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität, sondern bezieht sich darüber hinaus auch auf gesellschaftliche Strukturen und Organisationsweisen. Heterosexualität und Heteronormativität sind damit zu unterscheiden: Während Heterosexualität im binären System der Zweigeschlechtlichkeit Formen sexueller Praktiken zwischen Männern und Frauen bezeichnet, bezieht sich Heteronormativität auf dahinter stehende Institutionen, Denkstrukturen und Wahrnehmungsmuster, die Heterosexualität nicht nur zur Norm stilisieren, sondern als Praxis und Lebensweise privilegieren. Mit einer solchen Berücksichtigung gesellschaftlicher und kultureller Strukturen und Funktionen komme ich zu folgender Definition: *Heteronormativität ist ein binäres, zweigeschlechtlich und heterosexuell organisiertes und organisierendes Wahrnehmungs-, Handlungs- und Denkschema, das als grundlegende gesellschaftliche Institution durch eine Naturalisierung von Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit zu deren Verselbstverständlichung und zur Reduktion von Komplexität beiträgt bzw. beitragen soll.* Bei dieser Definition unterscheide ich analytisch einen *strukturellen* und einen *funktionalen* Aspekt.

- Heteronormativität als *Struktur* beschreibt den Sachverhalt der unsichtbar und selbstverständlich gewordenen Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit sowie ihre Bedeutung in und für gesellschaftliche(n) Institutionen. Dem liegen Mechanismen der *Naturalisierung*, *Unbewusstheit*, und *Institutionalisierung* zugrunde.
- Die *Funktionsbetrachtung* hebt auf die Effekte von Heteronormativität ab, nämlich vor allem eine erleichterte Orientierung in der Welt durch Mechanismen der Vereinfachung (wie etwa der Binarisierung). Systemtheoretisch gesprochen handelt es sich dabei um eine *Reduktion von Komplexität*.

Diese Begriffe möchte ich nun erläutern.

- *Naturalisierung*: Heteronormativität ist das Ergebnis gesellschaftlicher Normalisierungsprozesse (s.o.), die Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit naturalisieren, d.h. mit dem Schein von Natürlichkeit versehen. Zweigeschlechtlichkeit ist danach ein unhinterfragter gesellschaftlicher Tatbestand, Heterosexualität die selbstverständliche, sich nicht selbst benennende und schon gleich gar nicht sich selbst als legitimierungsbedürftig wahrnehmende Norm.
- *Unbewusstheit*: Die heteronormativ organisierten Wahrnehmungs-, Handlungs- und Denkschemata müssen den Beteiligten keineswegs bewusst sein. Heteronormativität funktioniert in diesem Zusammenhang wie der Habitus bei Pierre Bourdieu. Er versteht darunter „Systeme dauerhafter *Dispositionen*, strukturierte Strukturen, die geeignet sind, als strukturierende Strukturen zu wirken, mit anderen Worten: als Erzeugungs- und Strukturierungsprinzip von Praxisformen und Repräsentationen, die objektiv ‚geregelt‘ und ‚regelmäßig‘ sein können, ohne im geringsten das Resultat einer gehorsamen Erfüllung von Regeln zu sein.“²¹
Entsprechend ist Heteronormativität verinnerlichte Gesellschaft und bringt eine strategisch orientierte Praxis und auch Körperlichkeit hervor, ohne dass die dadurch produzierten Strategien ins Bewusstsein gebracht werden (müssen): „Die Somatisierung des Kulturellen ist Konstruktion des Unbewußten.“²²
- *Institutionalisierung in Strukturen*: Heteronormativität ist nicht nur in den Individuen (mental und physisch) verankert, sondern auch in gesellschaftlichen Strukturen. Beispiele dafür sind die Rechtsprechung (z.B. der besondere Schutz der Ehe und die Subventionierung dieses Paarungsmusters), Schulbücher („Mutti spült, Papa arbeitet“), Wissenschaft (die in der Biologie vorherrschende Konstruktion vom aktiven Sperma und passiven Ei) oder auch Karrieremuster in Wirtschaft und Politik (trotz eines geouteten Berliner Bürgermeisters sind ein Arbeitgeberpräsident mit Lebenspartner oder eine Bundespräsidentin mit Lebenspartnerin bislang immer noch nicht vorstellbar).
- *Reduktion von Komplexität*: Heteronormativität geht nicht nur in institutionelle Regelungen ein, sondern auch in gesellschaftliche Kommunikation. Dort operiert dieses überpersonale kognitive und institutionelle System als Mechanismus zur Reduktion von Komplexität, indem es ein berechenbares Verhaltensterrain und damit Erwartungssicherheit schafft: Die Herren machen Geschäfte und Politik, die Gattinnen nehmen am Kulturprogramm teil. Heteronormativität kanalisiert damit Handlungen im Sinne einer gesellschaftlichen Wiedererkennbar- und Verarbeitbarkeit, um Bedeutungsüberschüsse im Zusammenhang von Geschlecht und Sexualität handhabbar zu machen.²³

Was kann man mit dieser zugegeben abstrakten Definition anfangen? Man kann das Geschäft des Entselbstverständlichens betreiben.²⁴ Dann zeigt man zum Beispiel, dass erst Abweichung Normalität als Tatbestand schafft. So entstand Heterosexualität als Kategorie interessanterweise erst, nachdem Homosexualität bereits als Identitätskategorie existierte: Der Begriff Homosexualität wurde 1869 geprägt, der Begriff Heterosexualität dagegen erst 1880, also mehr als ein Jahrzehnt nach der ‚Erfindung‘ der Homosexualität.²⁵ Dies zeigt, dass Selbstverständliches so lange nicht benannt wird (weil es so selbstverständlich ist), bis Abweichungen das Selbstverständliche in Frage stellen. Ähnlich verhält es sich ja auch mit der Frage: „Warum sind Sie heterosexuell?“²⁶ Die meisten reagieren darauf sehr verblüfft, teilweise fühlen sie sich auch angegriffen. Denn Heterosexualität wird so sehr als Norm empfunden, dass die Frage danach den meisten Personen als Affront erscheint.²⁶ In jedem Fall gehört es nicht zu den üblichen Erwartungen, etwas so ‚Normales‘ wie Heterosexualität erklären zu müssen. Umgekehrt werden ganze wissenschaftliche Disziplinen mobilisiert, um Erklärungen für homosexuelle Handlungen zu liefern.

Zu einer empirischen Illustration des skizzierten Heteronormativitätskonzept ziehe ich einige Befunde zum Schönheitshandeln²⁷ sowie Beobachtungen zur Inszenierung von ‚Geschlechtern in Anzügen‘ heran, weil dort einige Definitionsmerkmale von Heteronormativität gut zu beobachten sind.²⁸ Empirisch etwa gilt als gesichert, dass Schönheitshandeln für Frauen eine größere Bedeutung hat als für Männer. Schönheitsimperative werden vor allem bei Frauen wirksam, weil sie über den geringeren Status verfügen und dies durch Schönheit kompensieren (müssen). Sozialpsychologische Untersuchungen zeigen ebenfalls, dass Frauen ihre Attraktivität stärker auf der Grundlage körperlicher Schönheit beurteilen, Männer dagegen machen Attraktivität mehr von ihrer Ausstrahlung und ihren Handlungen abhängig.²⁹ Der Wunsch nach Anerkennung genügt als Motiv, sich einem mitunter brutalen Schönheitskult zu unterwerfen, der die Beteiligten in ein enges Korsett von Schlankheit, Jugend, Attraktivität, Sportlichkeit, Gesundheit und Leistungsfähigkeit schnürt: Schönheit ist ein entscheidender Teil des Eindrucks, den Menschen nach außen transportieren, Schönheit wird kommuniziert, und Schönheitshandeln ist die Grundlage dafür, dass genau dies geschehen kann. In einem solchen Kontext erscheint Schönheit als ein Unterdrückungsinstrument, bei dem weibliche Schönheit gegen Status getauscht wird. So werden auch Berufe täglich aufs Neue vergeschlechtlicht (wobei als weiblich konstruierte Arbeit fast durchgängig hierarchisch niedriger angesiedelt ist), aufstiegswillige Frauen müssen besser sein als Männer, dürfen dabei aber nicht vermännlichen. So geben Frauen in mittleren und höheren beruflichen Positionen einen großen Teil ihres Einkommens für Selbst-Instandsetzungs- und Selbst-Inszenierungsprodukte wie Kosmetik, Make-Up, Kleidung, Fitness-Center und Beauty-Farmen aus. Weiter tragen sie mitunter als nachlässig inszenierte Frisuren plus edlen Schmuck und Make-up – um nämlich die sexuelle

Wirkung insbesondere langer Haare zu ‚veredeln‘, d.h. nicht ins ‚Vulgäre‘ abgleiten zu lassen.

Hier sind alle Merkmale der Heteronormativität versammelt: Erstens *sind* Männer größer, kantiger, weniger schönheitsbewusst, kurz: anders als Frauen (Naturalisierung). Zweitens ist das so selbstverständlich geworden, dass es uns schon gar nicht mehr auffällt (Unbewusstheit). Drittens sind die Regeln bekannt und in Karrieremustern verankert: Frauen müssen mehr Aufwand für ihre äußere Erscheinung betreiben (Institutionalisierung in Strukturen). Viertens schließlich genügt ein kurzer Blick, und wir wissen nicht nur, wer Männer und Frauen sind, sondern was sie zu tun und zu unterlassen haben (Reduktion von Komplexität). Diese Beobachtungen fixieren Vorstellungen von dem, was Männer und Frauen sind und tun. Sie blenden per definitionem Schönheitshandeln aus, das nicht in die Vorgaben weiblicher Unterwerfung und männlicher Machtausübung passt. Um nun verschiedene Grade und Abweichungen von Heteronormativität unterscheiden zu können, schlage ich ein Kontinuum von den genannten Heteronormativitätsmerkmalen mit den komplementären Negativwerten vor. Dies erlaubt, verschiedene Ausprägungen von Heteronormativität empirisch zu unterscheiden:

- *Bewusstmachen statt Unbewusstheit*: Ein Bewusstmachen von regelgeleitetem heteronormativem Handeln und heteronormativer Institutionalisierung ist vor allem durch Regelbrüche und Erwartungsenttäuschung möglich. „Warum sind Sie heterosexuell?“ wäre eine solche regelbrechende Entselbstverständlichung. Oder die von Männern an Frauen in ‚männlichen‘ Positionen oder Situationen gestellte Frage auf parodierende Weise beantworten: „Wären Sie (manchmal) gern ein Mann?“ – „Nein, Sie?“
- *Entnaturalisierung statt Naturalisierung*: Regelbrüche und Erwartungsenttäuschungen bleiben nicht auf der Ebene der Interaktion stehen, sondern gehen in gesellschaftliche Leitbilder in Wirtschaft oder auch Politik ein. Eine Entnaturalisierung findet zum einen statt, wenn Frauen ‚es auch können‘ (Deutschland regieren, ein Unternehmen führen oder die Fußballweltmeisterschaft gewinnen), zum anderen, wenn heteronormative Kategorien auf breiter Ebene angegriffen werden.
- *Entinstitutionalisierung statt Institutionalisierung*: Beim Prozess der Entinstitutionalisierung statt Institutionalisierung handelt es sich um ein Wechselspiel. Beispiele dafür sind die Klagen Intersexueller, im Pass die Möglichkeit zu haben, als ‚Zwitter‘ geführt zu werden oder auch die rechtliche Anerkennung von Wahlfamilien. Gelänge dies, würde die Erschütterung der Zwangszweigeschlechtlichkeit in neue Institutionen überführt werden.
- *Erhöhung statt Reduktion von Komplexität*: Mit einer Erhöhung statt Reduktion von Komplexität ist eine Veruneindeutigung von Handeln gemeint; man muss zweimal schauen, um zu wissen, mit welcher Situation man es zu tun hat.³⁰ Travestie und Transsexualität bzw. Transgender sind

dazu die sichtbarsten Beispiele. Auf einer tieferen Ebene kämen Akte der Verweigerung als KandidatInnen für eine Erhöhung von Komplexität in Frage: dem männlichen Partner nicht die Socken zu waschen, in gegengeschlechtlich definierte und besetzte Positionen drängen etc. All das ist für die Umwelt (noch) mit einem erhöhten Aufwand von Informationsverarbeitung verbunden.

Diese Skala will ich nun verwenden, um drei verschiedene Funktionen von Schönheitshandeln zu verorten und zueinander in Beziehung zu setzen. Dabei differenziere ich idealtypisch die Funktionen der defensiven Akzeptanz, der Ambivalenz von Anpassung und Aneignung sowie der Subversion. Erstere ist dem Heteronormativitätspol in Form der Zustimmung und Bekräftigung, letztere in Form der Opposition verhaftet. Dazu unterscheide ich drei Formen entlang der Wahrnehmung und der Markiertheit von Geschlecht und setze sie in Bezug zu Mechanismen der Heteronormativität, die darin eingebaut sind. Diese Idealtypen illustriere ich anhand dreier Darstellungen von ‚Geschlechtern in Anzügen‘ – weil der Anzug ein traditionell männliches Kleidungsstück ist, das von Frauen in unterschiedlicher Weise angeeignet werden kann (vgl. dazu die Abbildungen). Anzüge können verschiedenes bedeuten, wenn man sie in den Kontext von Geschlecht, Sexualität, Alter, soziales Milieu u.v.m. setzt.

Das Modell *Cindy Crawford* greift auf die etablierte Semantik vergeschlechtlichten Schönheitshandeln („Frauen als das schöne Geschlecht“) zurück und steht für defensive Akzeptanz. Denn es bedient Klischees von Weiblichkeit und Männlichkeit, die in ihrer Geschlechtlichkeit auch deutlich markiert sind: Frauen wie das als schön ‚zertifizierte‘ Top-Model Cindy Crawford dürfen – das ist inzwischen institutionalisiert – Anzüge tragen, den ‚Lady Boss‘ herauskehren (Business Vogue, Herbst 2002), ihre naturgegebene Weiblichkeit (hier: mittellange, blonde Haare und Schminke) dabei aber nicht verlieren. Insofern handelt es sich hier nicht um eine offensive Akzeptanz, die vermutlich eher mit Kostüm, rosafarbenem Kleid oder auch Dirndl operieren würde. Dieses Modell erscheint als *Reproduktion* herrschender Diskurse und Standards über gesellschaftlich adäquates Schönheitshandeln. Die Naturalisierung in diesem Modell liegt in der Stilisierung von Schönheit als Norm von Weiblichkeit, die auch in Strukturen institutionalisiert ist.

Im Gegensatz zu einer solchen expliziten Markierung von Geschlecht geht es beim Modell *Renate Künast* um eine – paradox formuliert – explizite Nicht-Inszenierung von Geschlecht (was in der Literatur auch als *undoing gender* bezeichnet wird³¹). Die Anzüge von Renate Künast sind ‚neutral‘, heben keine Geschlechtsmerkmale hervor, ihr Auftreten in kurzen Haaren, sparsamer Schminke und zielsicherem Gang ist geprägt von der Absicht, nicht als Frau, sondern als ‚sachkompetenter Politiker‘ (sic!) wahrgenommen zu werden. Weiblichkeit und Fachkompetenz sollen also nicht miteinander konfligierend erscheinen. Das kann man durchaus als Paradox beschreiben: Renate Künast will (als kompetent) auffallen, um nicht (als Frau) aufzufallen: Geschlecht *soll* keine Rolle spielen, es wird *aktiv de-thematisiert*.

Die Ambivalenz dieser Inszenierung liegt darin begründet, dass sie auf der einen Seite eine selbstbewusste Aneignung klassisch männlicher Insignien praktiziert und damit zu einer Erhöhung von Komplexität und Entnaturalisierung beiträgt. Auf der anderen Seite handelt es sich aber auch um eine Anpassung an die herrschende Geschlechterordnung, indem sie die *toughness*, Zielgerichtetheit, Sachlichkeit, Kompetenz und Rationalität als männlich geprägte Spielregeln anerkennt.

Für das dritte Modell der Subversion/Opposition steht die Performance-Künstlerin *Bridge Markland*, die mit Geschlecht und Geschlechterrollen spielt, diese *parodiert*, damit bewusst macht und entnaturalisiert. Dazu greift sie auf etablierte Zeichenvorräte vergeschlechtlichten Schönheitshandelns zurück, freilich mit umgekehrtem Vorzeichen: nicht weibliche, sondern männliche Insignien wie kurze Haare (oder Glatze), Hüte, Männeranzüge oder auch Schnurrbärte werden imitiert und damit geschlechtlich markiert. Ziel einer solchen expliziten Instrumentalisierung als *drag king*³² ist ein Spiel mit bzw. eine Subversion von Geschlechterrollen, was sich vor allem entlang abweichender soziosexueller Orientierung veranschaulichen lässt. Ziel ist hier eine Entnaturalisierung durch eine Erhöhung von Komplexität mit dem Ziel einer gesellschaftlichen Ent-Institutionalisierung.

Abbildungen:

von links nach rechts: Cindy Crawford, Renate Künast, Bridge Markland

3. Methode: Verunsicherung produzieren

Das letztgenannte Beispiel illustriert die Bedeutung und Verwendungsmöglichkeit von Heteronormativität als analyseleitendes Konzept: Ziel dabei ist die Erschütterung der vielfach noch selbstverständlichen und zur vermeintlichen Natürlichkeit geronnenen Deckungsgleichheit von Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität. Zu einer solchen Entselbstverständlichung des Selbstverständlichen bieten sich ethnomethodologische Krisenexperimente an.³³ Man deckt handlungsleitende

Regeln auf, indem man sie bricht. Dies geschieht, indem man Selbstverständliches in Frage stellt – wie ich es am ‚unschuldigen Hinterfragen‘ von Heterosexualität oder der Inszenierung Bridge Marklands gezeigt habe. Man kann dies auch ‚entnaturalisieren‘, ‚ent-selbstverständlichen‘, oder ‚ent-blackboxen‘ nennen. Dahinter steht ein Verfahren, das das diskursive Regime der hetero- und androzentrischen Normalisierung mit seinen Denkkategorien in Unordnung bringt. Ein solches *queering* ist in den *Queer Studies* als Dekonstruktion populär geworden, es stammt aus dem poststrukturalistischen Umfeld des französischen Philosophen Jacques Derrida.³⁴

Im Mittelpunkt steht dabei die Entfaltung von Differenzen, die mit einer Kritik des abendländischen und identifizierenden Denkens einhergeht. Die Methode der Dekonstruktion liegt diesem Programm zugrunde und will das Verdrängte und nicht Gedachte, aber dennoch immer Mitgeführte, freilegen. Dazu muss sie sich in das Innere des Diskurses bzw. des zu dekonstruierenden Feldes begeben und die Hierarchie des Texts (z.B. philosophische Gegensätze) umstürzen:

„Die Dekonstruktion hat notwendigerweise von innen her zu operieren, sich aller subversiven, strategischen und ökonomischen Mittel der alten Struktur zu bedienen.“³⁵

Weil die benannte Seite immer auch die herrschende ist, geht es in der Dekonstruktion um das Herausarbeiten und Benennen von Unterschieden, ohne sie in einer neuen Einheit verschmelzen zu lassen. Dass etwa aus der Gebärfähigkeit von Frauen gesellschaftliche Formen der Kleinfamilie und der Zwangsheterosexualität abgeleitet werden, ist keineswegs zwangsläufig, sondern bereits schon ein Resultat bestehender Machtstrukturen. Dass die Rede von ‚Homosexuellen‘ erst heterosexuelle Identitäten konstruiert, und dass Identitäten zum Schlachtfeld hegemonialer wie auch subversiver Politik geworden sind, dass Geschlechterverhältnisse historisch entstanden, sozial hergestellt und damit auch veränderbar sind, dies aufzuzeigen ist Ziel diskurstheoretischer Textanalysen vor allem philosophischer und literaturwissenschaftlicher Provenienz. Den Endpunkt der Diskussion bilden bislang zum einen Judith Butlers Dekonstruktion von Geschlecht, die Geschlecht nicht als „vordiskursive anatomische Gegebenheit“³⁶ betrachtet, sondern als diskursiv erzeugte Materialisierung, die es zu entnaturalisieren gilt. Zum anderen sind philosophische Provokationen im Umfeld des Poststrukturalismus und der Technoscience wie das „kontrasexuelle Manifest“ von Beatriz Preciado³⁷ zu nennen, die im Anschluss an Butlers Konzept der performativen Identität und vor allem Donna Haraways Cyborgpolitik Sexualität mehr der Technologie als der Naturgeschichte zuschlagen: ‚Die menschliche Natur‘ wird zum Effekt der permanenten Verhandlung der Grenzen zwischen Mensch und Tier, Körper und Maschine.³⁸

Geht es bei diesen Konzepten um die Dezentrierung von Subjekten, richtet sich die Abgrenzung zum einen gegen das Subjekt als mit sich identischem Selbst, das stattdessen als fragmentiert, pluralistisch und im Wandel begriffen wird. Der Hintergrund ist die Skepsis gegenüber Identitätskonzepten aufgrund ihres normativen

und ausschließenden Charakters: Solche rufen Zersplitterung hervor, und „Identität“ als Ausgangspunkt kann niemals den festigenden Grund einer politischen feministischen Bewegung abgeben.⁴³⁹ Das falle – so Butler – nicht mit einer Verneinung des Subjekts zusammen.

„Im Gegenteil: die Dekonstruktion beinhaltet lediglich, daß wir alle Bindungen an das, worauf sich der Terminus ‚Subjekt‘ bezieht, suspendieren und daß wir die sprachlichen Funktionen betrachten, in denen es der Festigung und Verschleierung von Autorität dient. Dekonstruieren meint nicht verneinen oder abtun, sondern in Frage stellen und – vielleicht ist dies der wichtigste Aspekt – einen Begriff wie ‚das Subjekt‘ für eine Wieder-Verwendung oder einen Wieder-Einsatz öffnen, die bislang noch nicht autorisiert waren.“⁴⁴⁰

So fällt auch die Entselbstverständlichung von Körper, Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität als Naturtatsachen nicht mit Verneinung zusammen. Indem sie „eine Voraussetzung infrage stellen“⁴⁴¹, begreifen DekonstruktivistInnen Phänomene als historisch gewordene Effekte von Machtwirkungen (auch wenn sie diesen Anspruch empirisch viel zu selten einlösen). Im Zuge der Dekonstruktion kann man Begriffe noch verwenden, aber sie funktionieren nicht mehr in derselben Weise wie zuvor als selbstverständliche Grundlegungen. Gesellschaftliche AkteurInnen können sie sich auch subversiv wieder aneignen, wenn sie sich selbst etwa als *queer*, *Nigger*, *Kanake*, *Twitter* oder *Krippel* bezeichnen.

4. Politik: Identitäten dekonstruieren oder anerkennen?

Gleichwohl – und das ist schade – tun sich die *Queer Studies* nicht gerade durch einen Hang zur Analyse empirischer Sachverhalte hervor – was sich in den letzten Jahren als deutliches Hindernis für Diagnosen mit auch gesellschaftstheoretischer Relevanz entpuppt hat.⁴⁴² Das macht sich besonders im dritten Standbein von *queer* bemerkbar, nämlich dem Politikverständnis, das zwischen der Vertretung und Verteidigung von Interessen im Gegensatz zu der von Identitäten changiert:

„Als politische Protestbewegung bedeutet queer die Abkehr von einer an Toleranz und Minderheitenrechten orientierten Integrationspolitik. Queere Politik ist ein Versuch, Bündnisse gegen die Herrschaft der Normalisierung nicht auf Identität – die ja Ergebnis dieses bekämpften Regimes ist –, sondern auf politische Solidarität aufzubauen.“⁴⁴³

Dahinter steht eine deutlich artikulierte theoretische Position: *Queer* kritisiert die Festlegung von Politik auf der Grundlage von Identität⁴⁴⁴, *queer* wendet sich gegen vermeintliche, theoretischen Ansprüchen nicht genügende Selbstverständlichkeiten des Alltagswissens⁴⁴⁵, und *queer* grenzt sich von einer Minderheitenpolitik ab.⁴⁴⁶ Noch mehr: *Queer* will sich nicht begrifflich festlegen lassen. So lehnen Annamarie Jagose⁴⁴⁷ und Nikki Sullivan⁴⁴⁸ Definitionen von *queer* strikt ab und betonen die

Flüssigkeit des Konzepts.⁴⁹ Definition hat für sie den negativen Beigeschmack von Schließung und Festlegung. Die Dekonstruktion als queeres Verfahren schlechthin dagegen nehme Kategorien auseinander und halte die Konstituenten offen:

„Queer is by definition *whatever* is at odds with the normal, the legitimate, the dominant. *There is nothing in particular to which it necessarily refers.* It is an identity without an essence.“⁵⁰

Diese Antwort ist ebenso richtig wie (ver)einfach(end). Denn Definitionen mögen festlegen und fixieren, aber eine Nicht-Benennung tut das auch, in der Wissenschaft wie auch in der Politik: Ausschlüsse werden vielleicht intransparent, aber nicht abgeschafft.⁵¹ Und dass im akademischen Kontext sehr wohl darüber entschieden wird, was *queer* ist und was nicht, dafür sorgen bereits die institutionalisierten Organe wie Zeitschriften, Tagungen, Diskussionsforen etc. Hier scheinen wissenschaftsimmanente Grenzen der Verunsicherungsbereitschaft zu liegen: im Vermögen oder Willen, das Geschäft der Dekonstruktion auf sich selbst anzuwenden und die eigenen Grundlagen zu überprüfen. Genau daran aber ist die Einlösung des Anspruchs auf Verunsicherung geknüpft. So hält der queerer Umtriebe unverdächtige Soziologe Pierre Bourdieu fest,

„daß die beste politische Bewegung dazu verurteilt ist, schlechte Wissenschaft zu treiben und am Ende schlechte Politik, wenn es ihr nicht gelingt, ihre subversiven Antriebe in kritische Inspiration umzusetzen, und das zuerst in Beziehung auf sich selbst.“⁵²

Beispielsweise operiert *queer* ebenfalls mit problematischen Dichotomien, wie etwa Assimilation (= konservativ = schlecht) vs. Widerstand (= radikal = gut). Ähnliche Gegenüberstellungen sind schwul/lesbische vs. queere Theorie/Politik; ‚wir‘ vs. ‚sie‘; *queer* vs. heterosexuell.⁵³ *Queer* praktiziert also eine ähnlich hegemoniale Exklusionspolitik wie ihre GegnerInnen, und genau dem muss sich das vermeintlich progressive queere Denken stellen.

Natürlich: Theoretische, methodologische und empirische Defizite sind bei anderen leichter aufzuspüren als in der eigenen Praxis. Aber *Queer*-TheoretikerInnen gehen mit diesem blinden Fleck zu defensiv um, wenn sie mit ihrer Furcht vor begrifflichen Festlegungen lieber in Unverbindlichkeit und begrifflichem Nebel stecken bleiben als klare Aussagen wagen:

„Welche Verwendung wird uns vorgeschrieben werden, und wie kann die Wechselbeziehung zwischen Vorschreibung und Verwendung aussehen, damit die nützlichen Verwendungsformen des Begriffs ‚Identität‘ sich nicht in regulatorische Imperative verwandeln?“⁵⁴

Hier drängt sich der Verdacht auf, dass die mitunter schon penetrante Betonung der Flüssigkeit und die Verweigerung einer begrifflichen Festlegung ein grundlegendes Problem überspielt, nämlich analyseleitende Kategorien überhaupt noch benennen zu können oder zu wollen. Dahinter steckt auch eine Scheu, Aussagen für eine

empirische Überprüfung zu präzisieren bzw. sich empirischer Kritik auszusetzen. Das ist umso gravierender, weil

„sich die innerste Logik der sozialen Welt nur erfassen lässt, wenn man ganz in die Besonderheit einer empirischen, in der Geschichte räumlich und zeitlich bestimmaren Realität eindringt.“⁵⁵

Queere Ansätze dagegen sind überwiegend kulturwissenschaftlich eng geführt, und Kultur wird zum Explanans für fast alles. So bemängeln einige *Queer*-ForscherInnen zu Recht das institutionentheoretische und noch mehr das empirische Defizit der *Queer Studies*.⁵⁶ Ebenfalls fehlen Antworten darauf, ob *queer* als Phänomen der etablierten Mittelklasse zu begreifen ist und wie eine queere Analyse kapitalistischer Verhältnisse aussehen könnte⁵⁷, wie Sexualität und Geschlecht zu den materiellen Bedingungen des patriarchalen und kapitalistischen Systems in Beziehung stehen⁵⁸, wie es um die institutionelle Formierung von Begehren und Identität und die Wechselwirkungen von Wissen, Diskurs und Sozialstruktur⁵⁹ wie auch Rasse⁶⁰ bestellt ist.

Hier fehlt ein gutes Stück Verunsicherungsbereitschaft hinsichtlich der eigenen wissenschaftlichen Praxis. Was etwa machen die *Queer Studies* mit Zurückweisungen von den Personen, die der Theorie entsprechend die Speerspitze emanzipatorischer gesellschaftlicher Bewegungen bilden müssten, nämlich GeschlechtsmigrantInnen – seien es Inter- und Transsexuelle, Transgender, *drags* und *Tunten*? Was tun, wenn sich gerade diese theoretisch mit so viel Beweislast aufgeladenen Personen(gruppen) einer queeren Umarmung und Vereinnahmung entziehen und verweigern und stattdessen lieber auf binäre Geschlechtsidentitäten pochen? Warum sollten sich gerade diese Menschen transgressiver verhalten als andere – wo doch das Gegenteil mindestens ebenso einleuchtet: der Wunsch, ‚normal‘ zu sein und nicht an jeder Straßenecke aufzufallen. Warum ist es so abwegig, dass gerade für diese Gruppen eine Politik auf Grundlage politischer Solidarität ohne Identität als Basis nur schwer vorstellbar ist? Welche Gemeinschaftskonzepte jenseits poststrukturalistischer Dekonstruktionen haben die *Queer Studies* anzubieten? Hier gibt es theoretisch noch einiges zu tun. Vielleicht die Einsicht, dass Identitäten offen gehalten und kontextspezifisch mit Bedeutung gefüllt werden können⁶¹, was etwas anderes ist als die Forderung nach Abschaffung von Identität. Denn Identitäten sind widersprüchliche und ambivalente Voraussetzungen sozialen Seins: konfliktbeladen, riskant und beunruhigend. So sind Identitätskategorien als Ergebnis wiederholter Bezeichnungspraxen natürlich auch Teil komplexer Machtverhältnisse und dienen deren Naturalisierung. So weit so gut. Dennoch muss auch Judith Butler⁶² fast kleinlaut zugestehen, dass für viele Menschen Identitäten mehr sind als zu dekonstruierende Durchgangsstadien und deshalb Identitätsbegriffe weiter verwendet werden müssen – als „Bekenntnis zur strategischen Vorläufigkeit des Zeichens.“⁶³

Selbstredend kann es nicht mehr darum gehen, dem gesunden Menschenverstand für eine wissenschaftliche Analyse zu vertrauen: Die geleistete Dekonstruktion von Kategorien ist nicht zu hintergehen, sondern im Gegenteil weiter zu

treiben. Aber wie? Ein Schritt hierzu scheint mir Nikki Sullivans Vorschlag zu sein, Gemeinschaft eher als Prozess denn als Fixum zu denken: nicht als eine Sammlung von Individuen mit einer geteilten geschlechtlichen Identität oder sexuellen Orientierung, sondern „a more fracturing process that enables difference and diversity and the unknowability of such.“⁶⁴ Auch das ist vage genug und muss sich der empirischen Bodenhaftung erst noch versichern. Wenn queere Wissenschaft *diversity* als Ausdruck des Widerstands gegen Normativität und dominierende kulturelle Werte fordert, könnte eine Möglichkeit darin bestehen, von Problemformulierungen statt von Identitäts- (oder Problem)gruppen auszugehen. Ein Beispiel dafür ist der US-amerikanische Kampf gegen AIDS mit der Koalition von Schwulen, Lesben, Bi- und Transsexuellen, Prostituierten, Bluterkranken, FixerInnen, an AIDS Erkrankten und ihren Angehörigen und GesundheitsarbeiterInnen, wo ein solches Bündnis zumindest ansatzweise funktioniert hat.⁶⁵ Beispiele sind aber auch übergreifende Bündnisse gegen rechtsextreme (und immer auch homophobe) Versammlungen, Wohnprojekte für alte Menschen jenseits von Vereinzelung oder heteronormativer Beziehungskiste oder sogar die Integration von so genannten Minderheiten unter der Flagge von *Managing Diversity* – sei es in profitmaximierenden Unternehmen, die damit nicht nur Imagegewinne erzielen, oder sei es in öffentlichen Verwaltungen, die damit die Zufriedenheit der MitarbeiterInnen erhöhen und den Krankenstand senken. Gemeinsam ist diesen Strategien, von Problemformulierungen und nicht von Identitätskategorien auszugehen und dennoch Geschlecht und Sexualität konstitutiv zu berücksichtigen – „strategisch vorläufig“ (Butler), aber temporär notwendig. Wie tragfähig ist also *queer*? Teresa de Lauretis hatte den Begriff 1991 in die akademische Diskussion gebracht, drei Jahre später hat sie ihn ein Stück weit wieder zurück genommen: Er habe sich zu sehr etabliert und funktioniere nicht mehr als Irritation und Störung. Ist mit der Etablierung und Verbreitung von *queer* auch ein Niedergang des *queerenden* Programms verbunden?⁶⁶ Ich denke, das verunsichernde Potenzial dieser Disziplin, die keine sein will, ist noch längst nicht ausgeschöpft – weder für die Wissenschaft noch für die Gesellschaft. Ein Beispiel dafür ist die in Deutschland vor allem von Grünen und schwulen Lobbyisten als Erfolg gefeierte Institution Homo-Ehe: Ging es vormals um nicht weniger als eine sexuelle Revolution, hat sich dieser Elan beim Kampf um Bürgerrechte mit der rechtlichen Durchsetzung des Lebenspartnerschaftsgesetzes für gleichgeschlechtliche Paare und dem damit verbundenen, gleichermaßen erreichten ‚Recht auf Spießigkeit‘ erschöpft.⁶⁷ *Queer* ist das noch nicht. Im Gegenteil beginnt hier erst die Aufgabe einer *queerenden* Analyse der heteronormativen Institutionen, Machtverhältnisse und Privilegierungsmuster, die dem Kampf für die Homo-Ehe erst Auftrieb gegeben haben – um auf dieser Grundlage möglicherweise alternative Konzepte von Wahlverwandtschaft im Sinne gemeinsamen Lebens und füreinander Sorgens zu entwickeln.⁶⁸ Das könnte dann tatsächlich verunsichern: Wenn Identifikationsfiguren oder Feindbilder als homogene Gruppen einfach wegfallen und statt dessen gesellschaftliche Probleme und Projekte auf die Agenda kommen, zu deren Lösung und Durchsetzung Menschen unterschiedlichster Herkunft, sozialer Lage

und Identifikation Koalitionen bilden – ob es etwa um Alternativen zur Institution Ehe geht, eine geforderte Erweiterung oder Abschaffung der Kategorien ‚männlich‘ und ‚weiblich‘ in offiziellen Formularen, eine queere Stellungnahme zur Kopftuchdebatte unter Berücksichtigung geforderter Vielfalt vs. heteronormativem Gehalt oder auch zu den Fürs und Widers einer staatlich verordneten Frauenförderung.

Anmerkungen

- 1 Für hilfreiche Tipps, kritisches Weiterdenken und konstruktives Auf-die-Sprünge-helfen danke ich Andrea Bronstering, Christian Dries, Chris Schenk und Dominique Schirmer.
- 2 Das wirft ein nicht zu unterschätzendes Problem auf: Wer gehört (nicht) dazu? Wenn sich *queer* nicht nur auf marginalisierte homosexuelle Praktiken beziehen soll, wie sieht es dann mit der Abgrenzung zu heterosexuellen Abweichungen aus? Dürfen Voyeure, Zuhälter und Pädophile dieses Etikett für sich reklamieren – mit dem Argument der Ausgrenzung aus dem sexuellen Mainstream? An dieser Stelle scheint sich der Bedarf nach einer queeren Ethik aufzudrängen – was theoretisch noch gänzlich ungelöst ist.
- 3 Annamarie Jagose: *Queer Theory. Eine Einführung*, Berlin 2001, S. 95-98; Volker Woltersdorf alias Lore Logorrhöe: „Queer Theory und Queer Politics – Einführung und Perspektiven“, in: *Utopie kreativ* 156/2003, S. 914-1023.
- 4 Nikki Sullivan: *A Critical Introduction To Queer Theory*, New York 2003, S. vi.
- 5 Hierzu noch eine begriffliche Vorbemerkung: In der Literatur findet meist der Begriff *Queer Theory* Verwendung (vgl. etwa die Einführungen von Annamarie Jagose: *Queer Theory. Eine Einführung*, Berlin 2001; Nikki Sullivan: *A Critical Introduction To Queer Theory*, New York 2003). Ich verwende im Folgenden diese Bezeichnung, wenn es um vorwiegend theoretische Fragen geht. Für darüber hinausgehende methodologische und methodische Überlegungen, disziplinäre Standortbestimmungen sowie empirische Beobachtungen benutze ich den Begriff *Queer Studies*.
- 6 Vgl. dazu Friedrich Nietzsche: „Die mystischen Erklärungen gelten für tief; die Wahrheit ist, dass sie noch nicht einmal oberflächlich sind.“ (Friedrich Nietzsche: „Die fröhliche Wissenschaft („la gaya scienza“)“, in: Giorgio Colli/Mazzino Montinari (Hrsg.): *Friedrich Nietzsche. Kritische Studienausgabe (KSA)*, Band 3, München 1999, Aph. 126) und: „Wer sich tief weiss, bemüht sich um Klarheit; wer der Menge tief scheinen möchte, bemüht sich um Dunkelheit.“ (ebd., Aph. 173)
- 7 Vgl. Annamarie Jagose: *Queer Theory. Eine Einführung*, Berlin 2001, S. 13-19 u. S. 98-107; Max H. Kirsch: *Queer Theory and Social Change*, New York/London 2000, S. 32-34; Steven Seidman: „Symposium: Queer Theory/Sociology: A Dialogue“, in: *Sociological Theory* 12/1994, S. 173; Nikki Sullivan: *A Critical Introduction To Queer Theory*, New York 2003, S. 1-22.
- 8 Teresa de Lauretis: „Queer Theory: Lesbian and Gay Sexualities. An Introduction“, in: *Differences* 3/1991, S. 3-18.
- 9 Steven Seidman: „Symposium: Queer Theory/Sociology: A Dialogue“, in: *Sociological Theory* 12/1994, S. 174.
- 10 Michel Foucault: *Überwachen und Strafen*, Frankfurt/M. 1977; Ders.: *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I*, Frankfurt/M. 1983.
- 11 Judith Butler: *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt/M. 1991; Dies.: *Körper von Gewicht*, Frankfurt/M. 1997.
- 12 Eine ausführliche Diskussion dazu bieten David M. Halperin: *Saint Foucault*:

- Towards a gay hagiography*, Oxford 1995, S. 15-125; Annamarie Jagose: *Queer Theory. Eine Einführung*, Berlin 2001, S. 107-120; Nikki Sullivan: *A Critical Introduction To Queer Theory*, New York 2003, S. 81-98; Paula-Irene Villa: *Judith Butler*, Frankfurt/M. 2003, S. 102-126.
- 13 Michel Foucault: *Überwachen und Strafen*, Frankfurt/M. 1977, S. 229-238. Zum Normalismus als Teil der herrschenden Sexualkultur vgl. Rüdiger Lautmann: *Soziologie der Sexualität. Erotischer Körper, intimes Handeln und Sexualkultur*, Weinheim/München 2002, S. 368-408, 433-456.
- 14 Michel Foucault: *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I*, Frankfurt/M. 1983.
- 15 Vgl. David M. Halperin: *Saint Foucault: Towards a gay hagiography*, Oxford 1995, S. 38-67.
- 16 Reifizierung bedeutet, dass in die Untersuchung aufgrund ausgebliebener Reflexion hineingetragen wird, was man eigentlich erforschen möchte. Das betrifft beispielsweise die Bedeutungen von Geschlecht für Prozesse wie etwa Professionalisierung, technisches Erfinden oder die Entwicklung sexueller Identität (vgl. Pierre Bourdieu: „Die männliche Herrschaft“, in: Irene Dölling/Beate Kraus (Hrsg.): *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis*, Frankfurt 1997, S. 153-159, 177; Nina Degele/Dominique Schirmer: „Selbstverständlich heteronormativ: zum Problem der Reifizierung in der Geschlechterforschung“, in: Sylvia Buchen/Nena Helfferich/Maja Maier (Hrsg.): *Methodologische Aspekte der Genderforschung in der Informationsgesellschaft*, Opladen, S. 107-122.
- 17 Judith Butler: *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt/M. 1991.
- 18 Das ist nicht auf die menschliche Spezies beschränkt: In einer dpa-Meldung vom 5.2.05 (Badische Zeitung) ist zu lesen, dass „vier Pinguin-Damen aus Schweden“ die schwulen Artgenossen im Bremerhavener Zoo verführen sollen – von den drei dort gehaltenen Paaren seien drei schwul. Und dass es sich bei ihnen um Männchen handelt, ergab erst eine DNA-Analyse. Die Chancen indes stehen nicht gut. Denn „Experten“ hätten beobachtet, „das sich homosexuelle Paare in der Tierwelt in der Regel nicht auseinander bringen lassen“.
- 19 Cornelia Ott: „Zum Verhältnis von Geschlecht und Sexualität unter machtheoretischen Gesichtspunkten“, in: Christiane Schmerl/Stefanie Soine/Marlene Stein-Hilbers/Birgitta Wrede (Hrsg.): *Sexuelle Szenen. Inszenierungen von Geschlecht und Sexualität in modernen Gesellschaften*, Opladen 2002, S. 183-193.
- 20 Vgl. als Überblick Judith Butler: *Körper von Gewicht*, Frankfurt/M. 1997, S. 171-197, 309-332; Nina Degele: *Sich schön machen. Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln*, Opladen 2004a, S. 51-58; Richard Dyer: „Heterosexualität“, in: Andy Medhurst/Sally R. Munt (Eds.): *Lesbian and Gay Studies. A Critical Introduction*, London/Washington 1997, S. 261-272; Dieter Haller: „Die Entdeckung des Selbstverständlichen: Heteronormativität im Blick“, in: *kea, Zeitschrift für Kulturwissenschaften*, Sonderband 14/1996: *Heteronormativität*, S. 1-28; Sabine Hark: „Queer Interventionen“, in: *Feministische Studien* 11/1993, S. 103-109; Chrys Ingraham: „The Heterosexual Imagi-

- nery: *Feminist Sociology and Theories of Gender*“, in: Steven Seidman (Ed.): *Queer Theory/Sociology*, Cambridge/US 1996, S. 145-167; Annamarie Jagose: *Queer Theory. Eine Einführung*, Berlin 2001, S. 19-37; Jonathan Ned Katz: *The Invention of Heterosexuality*, New York 1995, S. 1-18, 113-138; Adrienne Rich: „Zwangsheterosexualität und lesbische Existenz“, in: Dagmar Schulz (Hrsg.): *Macht und Sinnlichkeit. Ausgewählte Texte von Audre Lorde und Adrienne Rich*, Berlin 1993, S. 138-168; Nikki Sullivan: *A Critical Introduction To Queer Theory*, New York 2003, S. 81-98.
- 21 Pierre Bourdieu: *Entwurf einer Theorie der Praxis*, Frankfurt/M. 1976, S. 164f.
- 22 Pierre Bourdieu: „Die männliche Herrschaft“, in: Irene Dölling/Beate Kraus (Hrsg.): *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis*, Frankfurt 1997, S. 187.
- 23 Natürlich muss man hier auch im internationalen Vergleich oder auch schichtspezifisch differenzieren – in Skandinavien etwa sehen die (Arbeits-) verhältnisse anders aus als in Deutschland. Ob aber diese Funktion mit der Aufweichung traditioneller Rollenmuster und der Pluralisierung von Lebensstilen grundlegend an Bedeutung verliert, halte ich nicht für entschieden.
- 24 Vgl. Nina Degele: „Happy together: Soziologie und Gender Studies als paradigmatische Verunsicherungswissenschaften“, in: *Soziale Welt* 54/2003, S. 9-29; Nina Degele: *Sich schön machen. Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln*, Opladen 2004a.
- 25 Ob es sich beim Namensgeber um den deutsch-ungarischen Schriftsteller Karl Maria Kertbeny (Franz X. Eder: *Kultur der Begierde. Eine Geschichte der Sexualität*, München 2002, S. 159) oder dem Schweizer Arzt Karoly Maria Benkert (Andreas Kraß: „Queer Studies – eine Einführung“, in: Andreas Kraß (Hrsg.): *Queer Denken*, Frankfurt/M. 2003, S. 14; Nikki Sullivan: *A Critical Introduction To Queer Theory*, New York 2003, S. 2) handelt, ist offen, hier aber nicht entscheidend. Vgl. auch für die USA Jonathan Ned Katz: *The Invention of Heterosexuality*, New York 1995, S. 18f.
- 26 Das war das Ergebnis eines Experiments, das mit einer Videokamera ausgerüstete Studierende eines Seminars zu *Queer Studies* 2002/03 in der Fußgängerzone einer Großstadt durchführten: Sie konfrontierten PassantInnen mit eben dieser Frage nach dem *Warum* von Heterosexualität. Damit unterstellten sie Heterosexualität einerseits als selbstverständlichen Tatbestand, hinterfragten ihn aber zugleich – und produzierten damit Empörung, Unverständnis und Irritation (für diesen Beitrag danke ich Jennifer Jäckel, Claudia Münzing und Saša Vukadinović).
- 27 Nina Degele: *Sich schön machen. Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln*, Opladen 2004a.
- 28 Vgl. Nina Degele: „Ganz schön inszeniert. Überlegungen zu Heteronormativität und Schönheitshandeln“, in: *Feministische Studien* 22/2004b, S. 6-21.
- 29 Vgl. als Überblick Nina Degele: *Sich schön machen. Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln*, Opladen 2004a, S. 24-29.
- 30 Das ist sicherlich der heikelste Punkt. Denn eine Erhöhung von Komplexität ist an Entschleunigung, an Interesse und auch an Wissen gebunden – was

- angesichts der zu beobachtenden Tendenzen sich modernisierender Wissensgesellschaften eher unwahrscheinlich ist. Für diesen Hinweis danke ich Chris Schenk.
- 31 Vgl. Stefan Hirschauer: „Das Vergessen des Geschlechts. Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung“, in: Bettina Heintz (Hrsg.): *Geschlechtersoziologie, Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Sonderheft 41/1993, Opladen, S. 208-235.
 - 32 *Drag kings* inszenieren Männlichkeit in stilisierender Weise, indem sie sich wie Männer kleiden und verhalten (Thomas Piontek: „Drag Kings und die Performanz des postmodernen Geschlechts“, in: *Testcard. Beiträge zur Popgeschichte. Themenschwerpunkt Gender im Pop*, Mainz, 2000, S. 178-185).
 - 33 Harold Garfinkel: *Studies in ethnomethodology*, Englewood Cliffs 1967.
 - 34 Vgl. Peter V. Zima: *Die Dekonstruktion*, Tübingen/Basel 1994, S. 34-72; Birgit Wartenpfehl: „Destruktion – Konstruktion – Dekonstruktion. Perspektiven für die feministische Theorieentwicklung“, in: Ute Luise Fischer (Hrsg.): *Kategorie: Geschlecht?*, Opladen 1996, S. 191-209. Ein darüber hinausgehenden Potenzial des systematischen Vergleichs von Problemen und Problemlösungen bietet die in der konstruktivistischen Systemtheorie beheimatete funktionale Analyse. Sie erlaubt – das ist der entscheidende Gewinn für die *Queer Studies* –, dass die Frage nach Wesen und inhaltlicher Bestimmung von Geschlecht und Sexualität von der Frage nach den Bedingungen ihres Auftauchens und ihrer Funktionsweise abgelöst wird. Vgl. dazu Nina Degele: „Happy together: Soziologie und Gender Studies als paradigmatische Verunsicherungs- und Aufklärungswissenschaften“, in: *Soziale Welt* 54/2003, S. 9-29.
 - 35 Jacques Derrida: *Grammatologie*, Frankfurt/M. 1974, S. 45.
 - 36 Judith Butler: *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt/M. 1991, S. 26.
 - 37 Beatriz Preciado: *Kontrasexuelles Manifest*, Berlin 2003.
 - 38 Donna Haraway: Ein Manifest für Cyborgs. Feminismus im Streit mit den Technowissenschaften, in: *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*, Frankfurt/M./New York 1995, S. 33-72.
 - 39 Judith Butler: „Kontingente Grundlagen: Der Feminismus und die Frage der ‚Postmoderne‘“, in: Seyla Benhabib/Judith Butler/Drucilla Cornell/Nancy Fraser (Hrsg.): *Der Streit um die Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart*, Frankfurt/M. 1993, S. 49.
 - 40 Ebd., S. 48.
 - 41 Ebd., S. 52.
 - 42 Vgl. Steven Epstein: „Sociology and the Study of Sexuality“, in: Steven Seidman (Ed.): *Queer Theory/Sociology*, Cambridge/US 1996, S. 145-167; Max H. Kirsch: *Queer Theory and Social Change*, New York/London 2000, S. 34-37 und Steven Seidman: „Symposium: Queer Theory/Sociology: A Dialogue“, in: *Sociological Theory* 12/1994, S. 166-177.
 - 43 Annamarie Jagose: *Queer Theory. Eine Einführung*, Berlin 2001, S. 11f.
 - 44 Sabine Hark: „Queer Interventionen“, in: *Feministische Studien* 11/1993, S. 103-109.
 - 45 Annamarie Jagose: *Queer Theory. Eine Einführung*, Berlin 2001, S. 129-136.

- 46 Steven Seidman: „Symposium: Queer Theory/Sociology: A Dialogue“, in: *Sociological Theory* 12/1994, S. 174.
- 47 Annamarie Jagose: *Queer Theory. Eine Einführung*, Berlin 2001, S. 13f.
- 48 Nikki Sullivan: *A Critical Introduction To Queer Theory*, New York 2003, S. 43.
- 49 Max H. Kirsch: *Queer Theory and Social Change*, New York/London 2000, S. 34-37.
- 50 David M. Halperin: *Saint Foucault: Towards a gay hagiography*, Oxford 1995, S. 62.
- 51 Alan McKee: „Resistance is hopeless: assimilating queer theory“, in: *Social Semiotics* 9/1999, S. 235-250.
- 52 Pierre Bourdieu: „Die männliche Herrschaft“, in: Irene Dölling/Beate Kraus (Hrsg.): *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis*, Frankfurt 1997, S. 215; vgl. auch S.154f., 166.
- 53 Vgl. Nikki Sullivan: *A Critical Introduction To Queer Theory*, New York 2003, S. 46-48.
- 54 Judith Butler: „Imitation und die Auf-sässigkeit der Geschlechtsidentität“, in: Sabine Hark (Hrsg.): *Grenzen lesbischer Identitäten*, Berlin 1996, S. 19.
- 55 Pierre Bourdieu: *Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns*, Frankfurt/M. 1998, S. 14.
- 56 Max H. Kirsch: *Queer Theory and Social Change*, New York/London 2000, S. 43-45; Joshua Gamson: „Must Identity Movements Self-Destruct?“, in: Steven Seidman (Ed.): *Queer Theory/Sociology*, Cambridge/US 1996, S. 395-420.
- 57 Max H. Kirsch: *Queer Theory and Social Change*, New York/London 2000, S. 38-40.
- 58 Chrys Ingraham: „The Heterosexual Imaginary: Feminist Sociology and Theories of Gender“, in: Steven Seidman (Ed.): *Queer Theory/Sociology*, Cambridge/US 1996, S. 145-167.
- 59 Steven Seidman: „Symposium: Queer Theory/Sociology: A Dialogue“, in: *Sociological Theory* 12/1994, S. 166-177.
- 60 Nikki Sullivan: *A Critical Introduction To Queer Theory*, New York 2003, S. 57-80.
- 61 Steven Seidman: „Symposium: Queer Theory/Sociology: A Dialogue“, in: *Sociological Theory* 12/1994, S. 173.
- 62 Judith Butler: *Körper von Gewicht*, Frankfurt/M. 1997, S. 314.
- 63 Judith Butler: „Imitation und die Auf-sässigkeit der Geschlechtsidentität“, in: Sabine Hark (Hrsg.): *Grenzen lesbischer Identitäten*, Berlin 1996, S. 24.
- 64 Nikki Sullivan: *A Critical Introduction To Queer Theory*, New York 2003, S. 148.
- 65 Annamarie Jagose: *Queer Theory. Eine Einführung*, Berlin 2001, S. 121-124.
- 66 Vgl. Annamarie Jagose: *Queer Theory. Eine Einführung*, Berlin 2001, S. 95-167; Nikki Sullivan: *A Critical Introduction To Queer Theory*, New York 2003, S. 37-56.
- 67 Nina Degele/Christian Dries/Anne Stauffer: „Rückschritt nach vorn – Soziologische Überlegungen zu ‚Homo-Ehe‘, Staat und queerer Liebe“, in: Polymorph (Hrsg.): *Transgender in politischer Perspektive*, Berlin 2002. S. 137-152. Dabei ist auch der feministische Einwand nicht zu vernachlässigen, *queer* habe bislang die Geschlechterpolitik weitgehend ignoriert und statt dessen würden Frauen und Lesben der queeren Gemeinde einfach nur zugeschlagen werden, um das schwule Programm ungestört fortzuführen.

ren. Hinter der mit *queer* implizierten Geschlechterneutralität verbirgt sich dann der aus Politik und Wissenschaft bekannte Androzentrismus, der Frauen und Lesben zum Verschwinden bringt.

68 Zum Konzept der Wahlverwandtschaft vgl. Christina Schenk: „Lebensweisenpo-

litik — die Alternative zur ‚Homo-Ehe‘“, in: Ayla Satilmis/Telse Jacobs (Hrsg.): *Feministischer Eigensinn. Kompaß für Politik und ihre Wissenschaft*, Hamburg 2001, S. 130-139.

Literatur

- Bourdieu, Pierre:** *Entwurf einer Theorie der Praxis*, Frankfurt/M. 1976.
- Bourdieu, Pierre:** „Die männliche Herrschaft“, in: Irene Dölling/Beate Kraus (Hrsg.): *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis*, Frankfurt/M. 1997, S. 153-217.
- Bourdieu, Pierre:** *Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns*, Frankfurt/M. 1998.
- Butler, Judith:** *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt/M. 1991.
- Butler, Judith:** „Kontingente Grundlagen: Der Feminismus und die Frage der ‚Postmoderne‘“, in: Seyla Benhabib/Judith Butler/Drucilla Cornell/Nancy Fraser (Hrsg.): *Der Streit um die Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart*, Frankfurt/M. 1993, S. 31-58.
- Butler, Judith:** „Imitation und die Auf-sässigkeit der Geschlechtsidentität“, in: Sabine Hark (Hrsg.): *Grenzen lesbischer Identitäten*, Berlin 1996, S. 15-37.
- Butler, Judith:** *Körper von Gewicht*, Frankfurt/M. 1997.
- Degele, Nina:** „Happy together: Soziologie und Gender Studies als paradigmatische Verunsicherungswissenschaften“, in: *Soziale Welt* 54/2003, S. 9-29.
- Degele, Nina:** *Sich schön machen. Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln*, Opladen 2004a.
- Degele, Nina:** „Ganz schön inszeniert. Überlegungen zu Heteronormativität und Schönheitshandeln“, in: *Feministische Studien* 22/2004b, S. 6-21.
- Degele, Nina/Dries Christian/Stauffer Anne:** „Rückschritt nach vorn – Soziologische Überlegungen zu ‚Homo-Ehe‘, Staat und queerer Liebe“, in: Polymorph (Hrsg.): *Transgender in politischer Perspektive*, Berlin 2002, S. 137-152.
- Degele, Nina/Dominique Schirmer:** „Selbstverständlich heteronormativ: zum Problem der Reifizierung in der Geschlechterforschung“, in: Sylvia Buchen/Nena Helfferich/Maja Maier (Hrsg.): *Methodologische Aspekte der Genderforschung in der Informationsgesellschaft*, Opladen 2004, S. 107-122.
- Lauretis, Teresa de:** „Queer Theory: Lesbian and Gay Sexualities. An Introduction“, in: *Differences* 3/1991, S. 3-18.
- Derrida, Jacques:** *Grammatologie*, Frankfurt/M. 1974.
- Dyer, Richard:** „Heterosexuality“, in: Andy Medhurst/Sally R. Munt (Eds.): *Lesbian and Gay Studies. A Critical Introduction*, London/Washington 1997, S. 261-272.
- Eder, Franz X.:** *Kultur der Begierde. Eine Geschichte der Sexualität*, München 2002.
- Epstein, Steven:** „Sociology and the Study of Sexuality“, in: Steven Seidman (Ed.): *Queer Theory/Sociology*, Cambridge/US 1996, S. 145-167.
- Foucault, Michel:** *Überwachen und Strafen*, Frankfurt/M. 1977.
- Foucault, Michel:** *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I*, Frankfurt/M. 1983.
- Gamson, Joshua:** „Must Identity Movements Self-Destruct?“, in: Steven Seid-

- man (Ed.): *Queer Theory/Sociology*, Cambridge/US 1996, S. 395-420.
- Garfinkel, Harold:** *Studies in ethnomethodology*, Englewood Cliffs 1967.
- Haller, Dieter:** „Die Entdeckung des Selbstverständlichen: Heteronormativität im Blick“, in: *kea, Zeitschrift für Kulturwissenschaften*, Sonderband 14/1996: *Heteronormativität*, S. 1-28.
- Halperin, David M.:** *Saint Foucault: Towards a gay hagiography*, Oxford 1995.
- Haraway, Donna:** „Ein Manifest für Cyborgs. Feminismus im Streit mit den Technowissenschaften“, in: *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*, Frankfurt/M./New York 1995, S. 33-72.
- Hark, Sabine:** „Queer Interventionen“, in: *Feministische Studien* 11/1993, S. 103-109.
- Hirschauer, Stefan:** „Das Vergessen des Geschlechts. Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung“, in: Bettina Heintz (Hrsg.): *Geschlechtersoziologie. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Sonderheft 41/1993, Opladen, S. 208-235.
- Ingraham, Chrys:** „The Heterosexual Imaginary: Feminist Sociology and Theories of Gender“, in: Steven Seidman (Ed.): *Queer Theory/Sociology*, Cambridge/US 1996, S. 145-167.
- Jagose, Annamarie:** *Queer Theory. Eine Einführung*, Berlin 2001.
- Katz, Jonathan Ned:** *The Invention of Heterosexuality*, New York 1995.
- Kirsch, Max H.:** *Queer Theory and Social Change*, New York/London 2000.
- Kraß, Andreas:** „Queer Studies – eine Einführung“, in: Andreas Kraß (Hrsg.): *Queer Denken*, Frankfurt/M. 2003, S. 7-28.
- Lautmann, Rüdiger:** *Soziologie der Sexualität. Erotischer Körper, intimes Handeln und Sexualkultur*, Weinheim/München 2002.
- McKee, Alan:** „Resistance is hopeless: assimilating queer theory“, in: *Social Semiotics* 9/1999, S. 235-250.
- Nietzsche, Friedrich:** „Die fröhliche Wissenschaft („la gaya scienza“)“, in: Giorgio Colli/Mazzino Montinari (Hrsg.): *Friedrich Nietzsche. Kritische Studienausgabe (KSA)*, Band 3, München 1999, S. 343-651.
- Ott, Cornelia:** „Zum Verhältnis von Geschlecht und Sexualität unter machtheoretischen Gesichtspunkten“, in: Christiane Schmerl/Stefanie Soine/Marlene Stein-Hilbers/Birgitta Wrede (Hrsg.): *Sexuelle Szenen. Inszenierungen von Geschlecht und Sexualität in modernen Gesellschaften*, Opladen 2002, S. 183-193.
- Piontek, Thomas:** „Drag Kings und die Performanz des postmodernen Geschlechts“, in: *Testcard. Beiträge zur Popgeschichte. Themenschwerpunkt Gender im Pop*, Mainz 2000, S. 178-185.
- Preciado, Beatriz:** *Kontrasexuelles Manifest*, Berlin 2003.
- Rich, Adrienne:** „Zwangsheterosexualität und lesbische Existenz“, in: Dagmar Schulz (Hrsg.): *Macht und Sinnlichkeit. Ausgewählte Texte von Audre Lorde und Adrienne Rich*, Berlin 1993, S. 138-168.
- Schenk, Christina:** „Lebensweisenpolitik – die Alternative zur ‚Homo-Ehe‘“, in: Ayla Satilmis/Telse Jacobs (Hrsg.): *Feministischer Eigensinn. Kompaß für*

Politik und ihre Wissenschaft, Hamburg 2001, S. 130-139.

Seidman, Steven: „Symposium: Queer Theory/Sociology: A Dialogue“, in: *Sociological Theory* 12/1994, S. 166-177.

Sullivan, Nikki: *A Critical Introduction To Queer Theory*, New York 2003.

Villa, Paula-Irene: *Judith Butler*, Frankfurt/M. 2003.

Wartenpfehl, Birgit: „Destruktion – Konstruktion – Dekonstruktion. Per-

spektiven für die feministische Theorieentwicklung“, in: Ute Luise Fischer (Hrsg.): *Kategorie: Geschlecht?*, Opladen 1996, S. 191-209.

Woltersdorf, Volker alias **Lore Logorrhöe:** „Queer Theory und Queer Politics – Einführung und Perspektiven“, in: *Utopie kreativ* 156/2003, S. 914-1023.

Zima, Peter V.: *Die Dekonstruktion*, Tübingen/Basel 1994.